

Martina Steinkühler

Sonnensohn und Schattenbruder

I Der Absturz

Da rissen die Sonnenpferde den Wagen vorwärts
und verließen den gewohnten Weg.
Der Junge aber erschrak und verlor die Zügel.
Den richtigen Weg kannte er nicht
und hätte er ihn gekannt, so hätte er
dennoch die Pferde nicht bändigen können.

Ovid, Metamorphosen

Sonnenwagen

Nikos ...

Wie ein Feuerblitz rast der rote Sportwagen über die kurvenreiche Straße. Uralte Olivenbäume fliegen vorbei, junge Ziegen springen erschrocken zur Seite. Ein Hirt schwenkt drohend seinen Stab. Die Straße führt steil bergauf. Oben ist nichts mehr als blauer Himmel. Und mitten drin der Sonnenball.

Die Spitze des Berges ist erreicht. Der Blick ringsum über das Meer war einst dem Sohn des Sonnengottes vorbehalten, Asklepios, dem Heiler. Man erzählt, ihn habe der Blitz des Göttervaters Zeus getroffen. Sei diese Sage wahr oder falsch: Asklepios' Tempel auf dem Berg ist seit Jahrhunderten verlassen. Die Farben sind verblichen, der Marmor ist zerbrochen.

Die Ruinen scheinen sich dem bockenden Auto entgegenzuwerfen. Der rote Sportwagen hebt ab, als er über den Grat springt. Von da an geht es steil bergab. Unten liegt das Meer, weit und blau, ein Spiegel im gleißenden Sonnenlicht. „Und mehr als ein Spiegel“, denkt der Junge, der am Steuer des Wagens sitzt. „Der Spiegel ist ja nur die Oberfläche.“

Die Straße über den Berg ist die einzige Verbindung zwischen den Dörfern im Süden und dem Hafen im Norden. Und doch wird sie selten befahren. Im Licht der Nachmittagssonne hat der rote Wagen sie für sich allein. Die dritte Kurve von oben ist eine Haarnadelkurve. Es wäre auszuholen, weit nach rechts, dann einzuschlagen, scharf links.

Der Junge denkt nicht daran. Er hat es nie zuvor versucht. Der Wagen gerät außer Kontrolle. Er verliert den Boden unter den Reifen. Zum Steuern und zum Bremsen ist es zu spät. Der Junge am Steuer, blind vor Tränen, viel zu jung, um einen Wagen zu lenken, macht keinen Versuch, das Unglück abzuwehren. „Keine Bremsspuren“, wird die Inselpolizei später notieren.

Dennoch stürzt der Wagen nicht wie ein Stein. Noch im Flug fängt er Feuer. Ein flammender Stern mit einem lodernden Schweif, so jagt er eine kurze Ewigkeit lang über den Himmel.

Mythos ...

„Sieh“, sprach in einer anderen Sphäre der Sonnengott Phoibos Apollon zu Hermes, dem Boten der Götter, „sieh, mein Sohn Phaeton lenkt wieder einmal meinen Wagen. Und wieder sind seine Träume größer als sein Können. Wieder verliert er sich selbst und die Pferde reißen ihn mit sich, höher hinauf, als es der *Moir*a entspricht – dem, was zugeteilt ist – und tiefer hinab, als der Göttervater es duldet. Es endet, wie es jedes Mal endet, mit Donner und Blitz und einem Meer aus Flammen und Tränen.“

„Ich weiß nicht“, entgegnete der Bote der Götter, Hermes mit den Flügelschuhen. „Ich weiß nicht, mein Bruder Apollon. Scheint es dir nicht, dass Phaeton heute trotziger ist und weniger bereit, sich der *Moir*a zu fügen?“

Der Sonnengott sah den Jungen mit dem harzweinfarbenen Haar und den bernsteinhellen Augen und lächelte traurig. „Die Pferde sind viel zu wild, Hermes. Und bedenke: Phaetons Mutter war nur eine Sterbliche.“

„Aber ich bin es, *herrgottnochmal*, leid“, rief Hermes mit Leidenschaft. „Ich bin unsere Mythen gründlich leid, großer Bruder. Stets wiederholen sie sich, stets haben sie das gleiche traurige Ende. Ich wünschte, es geschähe einmal ein Wunder.“

„Lass das nicht unseren Vater hören!“, sagte der Sonnengott mahnend. „Niemandem ist es erlaubt, die Kreise der *Moirai* zu stören.“ Hermes aber beobachtete den Jungen auf dem Wagen mit wachem, neugierigem Blick. „Ich weiß nicht, *beigott*, ich weiß nicht ...“, sagte er leise. „Ich glaube *fürwahr*, du wirst dich noch wundern, weiser Seher Apollon.“

Nikos ...

Der rote Sportwagen zieht einen Schweif aus Feuer hinter sich her. „Der Sänger“, denkt der Junge am Steuer, „ihm wäre es recht. Er schösse mich gern auf den Mond.“

Aber der Junge ist noch nicht bereit für den Mond. Den Sonnenball fasst er trotzig ins Auge. Während des kurzen steilen Flugs jubelt er plötzlich, er, den fast alle für stumm gehalten haben.

„Apollon!“, ruft er laut. „Sieh, ich fahre wie du einen Wagen aus Feuer!“ Hell lacht er auf. „Und höre!“, schreit er. „Ich kann singen.“ Als er die Wolken berührt, stimmt er ein Trotslied an.

Von heute an verlange ich:

Zu sehen und gesehen zu werden.

Zu hören und gehört zu werden.

Zu lieben und geliebt zu werden.

Und er hört. Es donnert und kracht. Er sieht. Ein Blitz fährt auf ihn herab und der Wagen zerbricht unter dem feurigen Schlag. Haltlos stürzt er in die Tiefe.

Mythos ...

„Siehst du“, sagte Phoibos Apollon zu Hermes, dem Götterboten. „Alles geschieht, wie es immer geschieht. Phaeton überhebt sich und stürzt. Niemals wird es sterblich Geborenen anders ergehen. Und wenn sie den Samen eines Unsterblichen in sich tragen, so sind sie nur umso hoffnungsloser verloren.“

Der Sonnengott nahm den Strahlenkranz von seinem Haupt und verhüllte sein Gesicht. „Mein Sohn“, sagte er schluchzend. „Warum habe ich dich gezeugt?“

„Ich weiß nicht“, sagte Hermes und neigte sich vor der Trauer seines mächtigen Bruders. „*Beigott*, Phoibos, ich glaube: Wir sehen ihn wieder.“

„Gewiss“, entgegnete Apollon bitter. „Wenn der Kreis des Mythos sich vollendet, beginnt er von vorn, wie meine Qual. Hermes, ist dir je in den Sinn gekommen, dass wir Unsterblichen das Los der Büsser der Unterwelt teilen?“ Eine Falte bildete sich zwischen seinen Brauen.

„Wie Sisyphos stets den Felsbrocken wälzt“, fuhr er fort, „wie Tantalos sich stets nach dem weichenden Wasser reckt, so leben und leiden auch wir ohne Ende in immer den gleichen Geschichten.“

Hermes rieb seine Hände. „Wie ich schon sagte, weiser Apoll“, entgegnete er mit leiser Ungeduld. „Ich hoffe mehr denn je auf ein Wunder.“

Eine schlimme Nachricht

Kostas ...

Am Strand, hinter weißen Mauern, liegt der Bungalow des Opernsängers Christos Eufonídes. Eine weite Fläche gepflegten, frisch gemähten Rasens umgibt ihn. Zweimal am Tag wird er gewässert, um seine Frische und seine Kraft zu erhalten.

Wenn Nikos, der Sohn des Hausherrn, keine Zeit für ihn hat, beschränkt sich Kostas, der Sohn der Haushälterin, auf das Beobachten und auf das Warten. Er hat den roten Sportwagen wegfahren sehen. Er hat auch den Wortwechsel gehört, der dem Aufbruch vorausging.

Endlich ist es am Licht.
Du bist nicht mein Vater!

Nikos' tonlose Stimme ist zornig gewesen und voller Trotz. Der Sänger hat ihn, wie immer, nicht gehört. „Hör zu“, hat er vernünftig und sachlich begonnen. „Was auch immer du in den Zeitungen gelesen haben magst – du bist mein Sohn und ich bin dein Vater.“

Der Sänger war gerade erst angekommen, nach langer Abwesenheit. Er trug ein offenes weißes Hemd und eine dunkle Sonnenbrille. Mit einem Satz war er aus dem Wagen gesprungen, dort wo Nikos stand und wartete. Nikos hat die Ohren verschlossen und die Fäuste geballt.

Ich bin bloß adoptiert.
Sag schon: Wer ist
mein wahrer Vater?

Kostas hat kurz daran gedacht, zu übersetzen, so wie er es stets für Nikos tut. Aber dann hat er sich doch lieber ferngehalten. Es war eine Szene wie auf der Bühne. Ein großer Auftritt. Und hinten, beim Bühneneingang, blinkte eine Leuchtschrift: Bitte nicht stören.

„So glaub mir doch, Niko!“ Auf der Bühne verkörpert Christos Eufonídes das Gute. Im Leben spielt er die Rolle weiter. „Du bist und bleibst mein Sohn!“ Vergebens hat er die Arme ausgebreitet.

Dann hat der Sänger etwas gesagt, von dem Kostas gleich wusste: Es ist verhängnisvoll. „Mach dir keine falschen Hoffnungen, Niko!“, hat er gesagt. „Einen anderen Vater findest du nicht.“ Nikos hat gelacht.

Das werden
wir sehen.

Dann ist er in das rote Cabrio gesprungen, das er ebenso heftig hasst, wie sein Vater es liebt. Er ist davongejagt, dem Sonnenball entgegen, bevor der Sänger es verhindern konnte.

Kostas sitzt auf der Mauer, neben dem gusseisernen Eingangstor, und späht mit tränenden Augen in die Ferne. Nikos ist auf den Berg zugerast. Da gibt es nur eine einzige Straße.

Wann kommt er wieder?
Kommt er nicht wieder?

Die Beamten der Inselpolizei kennt Kostas vom Sehen. Der eine trägt morgens Zeitungen aus, der andere hat einen Orangenhain am Westhang des Berges. Aber sie grüßen ihn nicht, als er das Tor für sie öffnet. Er lässt sie schweigend vorbeigehen. Ihre Motorräder haben sie an der Mauer abgestellt, ihre Helme halten sie in den Händen.

Kostas will fragen, er will wissen, warum sie so ernst sind. Aber auf einmal ist er stumm wie Nikos und kein einziger Ton kommt über seine Lippen. Er folgt den Polizisten bis an die Haustür.

„Kirio, bitte, entschuldigen Sie die Störung. Es ist uns sehr unangenehm ...“ Der Sänger hat ihnen selbst geöffnet. Er trägt noch immer das offene weiße Hemd. Die Sonnenbrille steckt oben in den schwarzen Locken. „Wir wünschten, wir wären nicht hier ...“

Kostas versteht, warum sie zu zweit sein müssen. Für einen allein ist die Botschaft, die sie auszurichten haben, zu schwer. Sie sprechen von einem tragischen Unfall, oben, nur drei Kurven unterhalb des Asklepiostempels. Sie beschreiben die steile Strecke hinunter zum Hafen. Die Haarnadelkurve.

Der rote Sportwagen hat sie nicht geschafft. Er ist über die Böschung geschossen. Zertrümmert und verbrannt, bis zur Unkenntlichkeit.

„Und Nikos?“ Kostas und der Sänger würgen gemeinsam an der gleichen Frage. „Was ist mit meinem Sohn?“ Sein Gesicht ist so weiß wie sein Hemd.

„Es tut uns leid, Kirio.“ Der eine Polizist schaut zu Boden, der andere öffnet und schließt den Kinnriemen seines Helmes. „Da besteht keine Hoffnung ...“

Kostas tritt aus dem Schatten der Unglücksboten und stellt sich genau vor Christos Eufonídes. Er holt aus und schlägt ihm seine Faust ins Gesicht. Dann dreht er sich um und läuft weg.

Mythos ...

„Ich geh dann mal“, sagte Hermes zu Apollon, der noch immer mit verhülltem Gesicht um den verlorenen Sohn trauerte und leise Klagelaute von sich gab. „Ich gehe und sehe, was zu retten ist.“

„Die Pferde, Hermes“, sagte Apollon und hob den Kopf. „Sorge zuerst für die Pferde. Du weißt: Sie sind unersetzlich.“

Hermes runzelte unwillig die Stirn. Er legte sich sein Lamm um die Schultern und schob seine Lyra über den linken Arm. „*Beimeinerehre*“, sagte er, „ich hoffe Größeres.“

Apollon lächelte traurig. „Du bist noch immer ein Kind, Hermes. Du spielst mit Wolkenschafen und glaubst, dass ihre Schatten die Glut eines wahren Feuers zu mildern vermögen.“

Hermes zog seine Aura um sich zusammen. „Du aber, weiser Apollon“, sagte er, „wirst allmählich steinalt. Du hast das Spielen und das Glauben verlernt und weidest dich an deinem eigenen Schmerz.“

„Mein Sohn ist vom Himmel gestürzt!“, sagte Apollon. „Mein eigener Vater Zeus hat ihn erschlagen.“

„Das wird dich nicht hindern, Zeus weiter zu dienen und ihm nach dem Munde zu reden“, bemerkte Hermes spitz.

„So will es die Moira“, sagte Apollon gereizt. Er richtete sich auf und raffte seinen silbernen Umhang. „Geh jetzt, Hermes. Ich habe erst wieder Ruhe, wenn meine Pferde wohlbehalten im Stall stehen.“

„Wie's dir beliebt, großer Bruder“, sagte Hermes spöttisch, verneigte sich übertrieben und verschwand mit der nächsten Wolke. Apollo aber sang den Mythos seines unglücklichen Sohnes.

„Mutter, sie haben mich ausgelacht.“

Traurig kam einst der Junge Phaeton heim.

„Mutter, sie haben mich ausgelacht.

Sie sagen, ich hätte ja gar keinen Vater.“

Die Mutter nahm ihn in die Arme. Er aber wehrte sich.

„Mutter, sie haben mich ausgelacht,
und Mutter, sie haben ja recht.

Du hast nie gesagt, wer mein Vater gewesen ist.

Aber heute, Mutter, muss ich es wissen.“

„Sohn, sie sind dumm, wenn sie lachen“,

antwortete Phaetons Mutter. „Dein Vater, mein Sohn,

ist größer, als sie verstehen. Ein Gott,

mein Sohn, ist dein Vater, der Sonnengott selbst,

der strahlende Phoibos Apollon. Es ist nicht weise,

darüber zu reden.“ Phaeton vernahm

die Antwort mit Staunen,

es fiel ihm schwer, sie zu glauben. „Wo finde ich ihn?“,

fragte er. „Er soll es mir selber sagen.“

Phaeton machte sich auf und stieg hinauf
zum Olymp, wo in goldenen Ställen die Pferde des
Sonnengottes nach ihrer Himmelfahrt
ruhten. Im Wagen lag der Sonnenball,
Tag um Tag fuhr ihn der Gott, um den Menschen
von Hellas Licht und Wärme zu spenden.

Der Gott trug noch die Strahlenkrone,

er war auf dem Weg in seinen Palast,

als er den Jungen bemerkte und – still stand.

„Phaeton?“, rief er staunend. „Phaeton, bist du es, mein Sohn?“ - „Bin ich es, Vater?“, fragte der Sohn. Aber er ließ sich umarmen.
 „Wie kannst du fragen, fühlst du es nicht?“
 „Vater, wenn du es bist, so gewähre mir eine Bitte.“ „Jede!“, rief da der Vater und schwor, sein Wort nicht zu brechen. „Vater“, sprach Phaeton, „einen Tag lang gib mir deinen Wagen und deine Pferde.“
 Da schrie der Gott laut. „Ach, wehe!“

„Vater, du hast es versprochen.“ Apollon rang die Hände. „Wie war ich dumm! Phaeton, höre: Der Wagen, die Pferde – es wär dein Verderben.“
 „Vater, du hast es versprochen.“
 „Und wenn du fehl fährst“, sprach Apoll, „wird Zeus, mein Vater, der König, dich schlagen. Tief wirst du fallen.“ – „Ich will es wissen“, sprach Phaeton. Da ließ ihn der Vater fahren.

Und alles kam, wie es kommen musste,
 und endet in ewiger Trauer ...

Auf der Suche

Kostas ...

Die Absturzstelle ist abgesperrt, aber in der Einsamkeit der wilden Bergschlucht kümmert es niemanden, als Kostas unter dem rotweißen Plastikband hindurchtaucht und sich dem schwarzen Haufen aus Asche und Eisen mit zaudernden Schritten nähert.

Seine Mutter hat ihn nicht halten können. Sie hätte ihn wieder in sein Zimmer einsperren müssen wie am ersten und zweiten Tag nach dem Unglück. Aber sie weiß, dass Zwang Kostas weder zur Vernunft bringen noch trösten kann. Klüger ist es, ihm nachzugeben und dafür zu sorgen, dass er zumindest versorgt ist: mit Proviant, guten Ratschlägen und der Gewissheit, zu Hause erwartet zu werden.

Von dem Fausthieb in Christos Eufonídes' Gesicht weiß Melina Agapíou nichts. Der Sänger hat die Sache für sich behalten.

Eine Weile steht Kostas nur da. Er fragt sich, was die Asche mit Nikos zu tun hat, seinem einzigen Freund. Er weigert sich zu glauben, dass Asche die Antwort ist, die endgültige Antwort auf Nikos' und Kostas' geheime, gemeinsame Frage.

Die Frage der Fragen.
 Ob Götter leben.

In den Ruinen des Asklepiostempels ist Nikos zum ersten Mal damit herausgerückt, stockend, fast widerwillig. Aber er hat es nicht für sich behalten können.

Ich sage es keinem, nur dir,
und wenn du es weitersagst,
spreche ich nie mehr ein Wort ...

Nikos hat eine Zuflucht beim Asklepiostempel. Das Fundament, der hohe Marmorsockel, ist an der Ostseite hohl. Da gibt es eine zerbrochene Platte, durch die man in eine Kammer gelangt. Sie ist niedrig, aber überraschend geräumig, düster, doch nie ohne Licht. Kein Archäologe hat sie je gefunden. Kostas weiß, dass sie in Wahrheit keinen Zugang hat. Aber an Nikos' Seite geht Kostas dort ein und aus.

Der verborgene Raum ist voller Geheimnisse. Nikos hat drei *Funde* gemacht, die er heilig hält. Alle drei sind uralte und unvollkommen. Sie geben ihren ursprünglichen Zweck nicht preis. Aber Nikos behauptet, es handle sich um einen Ring des Sonnensohns Asklepios, um seine Mantelschnalle und um das Bruchstück des Kamms seiner Liebsten.

Den *Raum des Sonnensohns*, so nennt Nikos die Kammer und hat sie vorsichtig in Besitz genommen. Er hat seine eigenen Schätze hinzugefügt, Erbstücke des Großvaters, der Lehrer gewesen war: Bücher mit Liedern in der alten Sprache der Götter und eine Bouzuki.

Der heilige Raum weckt Nikos' Stimme. Auf der Bouzuki spielt er langsame dunkle Weisen und singt dazu, in der Sprache der Götter.

Wenn Nikos, der Stumme, singt, stellt jeder der Töne die große Frage: Leben die Götter, für die Menschen einst Häuser gebaut haben, wirklich? Leben die Götter, deren Lieder und Mythen man sich noch immer erzählt? Haben sie einst gelebt und Himmel und Erde für immer verlassen?

Nikos will glauben. Gegen alle Vernunft, gegen den Vater, die Lehrer und alle Menschen jenseits des heiligen Raums will Nikos glauben: Die Götter leben und sie sind da. Vielleicht sind sie nicht einmal fern. Vielleicht haben sie nur aufgehört, sich zu zeigen.

Kostas will lieber nicht daran glauben. Er bewundert die Bauten, die Mythen und die Lieder. Er findet sie auf ihre fremde Weise schön. Aber für ihn ist das alles Menschenwerk. Von Menschen für Menschen gemacht, nach Vorstellungen, die sich Menschen von Göttern machen.

Das ist die *Frage der Fragen*, der große Streit, der Nikos und Kostas verbindet und trennt. Das ist der Grund, warum die Asche Kostas kalt lässt.

„Ich wünschte, ich hätte unrecht“, sagt er leise. „Ich wünschte, es wäre so, wie Nikos es glaubt.“ Er holt tief Atem. „Ich will, dass da Götter sind“, ruft er laut. „Ich will, dass sie leben und es – *beweisen!*“

„*Duliebegüte*, wie sollten sie das wohl tun?“, fragt plötzlich ein Fremder, der aus dem Nichts neben ihn tritt. Er ist wohl ein Hirte, denn er trägt ein Lamm auf dem Arm.

„Wenn Nikos noch lebte!“, sagt Kostas eifrig. „Das wäre ein Beweis, den ich gelten lasse.“

„Ein Beweis für die Verblendung der Menschen, gewiss“, sagt der Fremde.

Kostas kann ihn nicht deutlich erkennen. Es scheint auch gleichgültig, wer er ist, wie alt er sein mag oder wie er aussieht.

„Menschen sind doch, *beigott*, die geborenen Händler“, sagt der Fremde. Seine Stimme ist ein undeutlicher Singsang. „Gib mir, was ich haben will – dann bin ich gut zu dir und will dich loben.“

Kostas versteht ihn nicht. Es spielt keine Rolle, was der Fremde denkt. Mit Nikos hat es nichts zu tun. Nikos' Leben aber ist das Einzige, was zählt – Nikos und das Leben der Götter.

„Die meisten heute geben sich damit zufrieden, nur noch einem einzigen Gott auf die Nerven zu fallen“, fährt der Fremde fort. Er tritt einen Schritt nach vorn und sieht Kostas neugierig ins Gesicht. „Du aber sprichst in der Mehrzahl. An was für Gottheiten denkst du denn so?“

Niemals zuvor hat Kostas die Namen genannt. Er hätte sich geniert. Doch im Angesicht des Aschehaufens spielen solche Bedenken keine Rolle. „Zeus und Hera, die Könige“, sagt er ruhig. „Ihre Geschwister: Poseidon, der Gott der Meere, und Hades, der Herrscher der Unterwelt. Zeus' Söhne und Töchter. Athene und Aphrodite, Apoll, Hephaistos und Hermes. Die Königin an Hades' Seite, Persephone, und Ares, der finstere Gott des Kriegs und des Streits.“

„Du vergisst die Musen und die Erinyen und noch viele andere – und über die Reihenfolge könnte man streiten“, entgegnet der Fremde zwinkernd. „Aber dennoch: Du weißt besser Bescheid als die meisten hier heutzutage.“

„Nikos, mein Freund ...“, sagt Kostas und starrt in die Asche. „Er hat sie alle für wahr gehalten.“ Er schlägt sich entsetzt auf den Mund. Er hat in der Vergangenheit gesprochen.

Tränen kommen. „Nikos lebt!“, ruft er trotzig und ballt die Faust. „*Traunfürwahr*“, sagt der Fremde und ist schon verschwunden.

Der Ring des Sonnengottes

Kostas übernachtet nah bei der Absturzstelle, in der trügerischen Hoffnung, dass ein Wunder geschieht. Dass in der Nacht die Trauerweiden, die die kleine Lichtung umstanden, auseinandertreten und dass Nikos erscheint, äußerlich unversehrt. Sie könnten beieinander sitzen und beraten, was weiter geschehen soll.

Ob eine Rückkehr möglich wäre.

Aber die Nacht vergeht ohne Zwischenfälle, abgesehen davon, dass das Waldmädchen in der Nähe zu sein scheint, Dafni Kopsas, eine Irre aus dem Dorf mit Haaren wie Laub und mit Lorbeerblattaugen.

Kostas und Nikos gehen ihr aus dem Weg, nicht nur, weil sie seltsam ist, sondern auch wegen Dimitris, ihrem Bruder. „Sein zweiter Name ist Herakles“, hat Nikos bemerkt, als die beiden Freunde zum ersten Mal mit ihm zusammengestoßen waren.

Dafni ist überall. Sie hockt auf der Mauer. Sie kauert neben dem Tor. Sie schleicht um den verfallenen Wachturm am Strand, wo Kostas flötet und Nikos liest. Sie wagt es

sogar, zu Kostas' Weisen zu singen. Vielleicht hätten die Jungen sie ansprechen sollen. Aber sie sind allzu sehr damit beschäftigt, ihr Geheimnis zu wahren.

In jener Nacht ist sie der Unfallstelle und Kostas' Lager nah, und als er am Morgen aufbricht, hört er ihre klare Stimme leise singen.

Ist nicht wahr, ist nicht wahr,
was du denkst, sei wahr ...

Es ist Nikos' Lied. „Verdammt, Dafni!“, murmelt Kostas vor sich hin. „Ist dir denn gar nichts heilig?“ Mit jedem Ton und jedem Schritt aber fühlt er es deutlicher: Das Lied hat die Kraft, ihn zu trösten.

Seine Mutter erwartet ihn an der Tür der kleinen Einliegerwohnung, die Christos ihr und ihren drei Kindern zur Verfügung gestellt hat. „Endlich“, sagt sie erleichtert. „Bist du in Ordnung, Kosta?“

Er begegnet ihrem besorgten Blick und fühlt frisch den Schmerz der Trauer. „Ich werde wieder hinausgehen“, sagt er, noch bevor er die Wanderschuhe von den Füßen streift. „Ich werde immer wieder gehen. Bis ich ihn finde.“

Melina seufzt und schiebt ihren Sohn in die Küche. Seine kleinen Schwestern sitzen am Tisch und bespucken einander mit Olivenkernen. „Warum bist du so stur?“, fragt die Mutter, obwohl sie weiß, dass es eine sinnlose, überflüssige Frage ist. „Selbst Kirios Eufonídes hat sich inzwischen damit abgefunden.“

Kostas sinkt auf einen Stuhl. „Abgefunden?“, fragt er ungläubig. „Womit?“

Melina bleibt im Türrahmen stehen. Sie beißt sich auf die Lippen wie ein unsicheres kleines Mädchen. Es ist schwer, mit einem zu reden, der einfach nicht glauben will, was unwiderruflich geschehen ist. Mit einer fahrigen Bewegung nimmt sie den beiden Kleinen die Schale mit den Oliven weg.

„Was hat Nikos' Vater getan?“, fragt Kostas nach einer Weile. Er hat ein Stück Fladenbrot in der Hand, das seine kleine Schwester ihm zugesteckt hat. Aber er weiß nicht, was er damit machen soll, und dreht und wendet es in den Fingern.

„In drei Tagen“, sagt Melina mit schmalen Lippen, „findet die Trauerfeier statt.“ Das Brot zerbröselt. Die Krumen fallen auf den Küchenboden. Die Katzen sind gleich zur Stelle.

„Trauer ... Feier?“ Kostas unterdrückt ein Schluchzen. „Es gibt ... keinen ... Toten. Man muss ... den Lebenden ... suchen.“

Melina beobachtet ihn mitfühlend. „Väter tun selten das Richtige“, bemerkt sie bitter.

„Wenn er ihn nicht sucht“, sagt Kostas, „dann hängt alles von mir ab.“

Melina wendet sich ab und macht sich am Spülstein zu schaffen. „Die Berichte in der Zeitung waren deutlich genug“, sagt sie, ohne sich nach ihm umzudrehen. „Es war eine Hölle aus Flammen. Eine ungeheure Explosion. Kosta, es ist unmöglich, dass ...“

Kostas tritt nach den Katzen, die er sonst hegt und pflegt. „Der rote Sportwagen war ein Cabrio“, zischt er. „Nikos könnte herausgeschleudert worden sein.“

„Wäre das denn besser?“, meint Kori, die Ältere der beiden kleinen Schwestern. Sie hat still zugehört. „Es wäre unmöglich, so einen Sturz zu überleben.“

Kostas zuckte zusammen. *Ja, unmöglich ...* „Es ist unmöglich, dass Götter leben – und dass kein Mensch davon etwas ahnt.“ Das hat Kostas seinem Freund immer

wieder vorgehalten. Nikos hat nur die Schultern gehoben und sein Lächeln sah nach Mitleid aus.

Unmöglich ist vieles.
Und doch wahr.

Bei solchen Auseinandersetzungen ist ihnen das Lied eingefallen.

Ist nicht wahr, ist nicht wahr,
was du denkst, sei wahr.
Ist zu leicht, ist zu leicht,
was du siehst, für wahr zu halten.
Schau doch dahinter,
schau doch tiefer,
dann wirst du sehen:
schwach ist stark,
hässlich ist schön,
klein ist groß
und das Strahlende
Schein ...

Mythos ...

Rings um die Absturzstelle standen die Weiden, Schwestern des in mythischer Zeit vom Himmel gestürzten Phaeton. Vor Trauer waren die Nymphen damals zu Bäumen erstarrt, deren Tränen langsamer flossen, zäh, für die Ewigkeit. Menschen pflegten die Tränen der Bäume zu sammeln, sie machten sich daraus Schmuck, der die gleiche Farbe hatte wie die Augen des verlorenen Bruders.

Hermes näherte sich zögernd. „*Beimeinerehr*, es ist besser zu hoffen als zu wissen“, sagte er zu seinem Lamm. „Ehrlich gesagt ist ja doch zu befürchten, dass Phoibos Apollon Recht hat. Nicht umsonst nennt man ihn weise und hellsehtig.“

Die Sonnenpferde standen am Rande der Lichtung, unversehrt wie stets, wenn Phaeton seinen steilen Flug jäh und glücklos beendet hatte.

Aithon und Phlegon, die Hengste, waren wild und ungebärdig wie immer, Eois, die Weiße, hielt sich hochmütig abseits. Pyrois aber, die kleinste aus dem Gespann des Sonnengottes, rot wie das Feuer, das sie trug, doch sanftmütig und voll Anmut, hatte den Hals geneigt und beschnupperte mit ihrem weichen Maul den trockenen, harten Waldboden.

Hermes trat auf sie zu und streichelte das glatte Fell. „Ich weiß, meine Schöne“, sagte er sanft. „Du hast dein Herz an den Jungen verloren. Du wirst dich mit seinem Ende ebenso wenig abfinden wie dieser seltsame sterbliche Knabe, der ihn so unverhohlen beweinte.“

Er seufzte. Er konnte zwar mit den Tieren reden. Aber niemals gaben sie Antwort. Das Reden sollte gegen die Einsamkeit helfen – und half ihm doch eigentlich nie.

Pyrois fuhr fort, in der Erde zu stöbern. Ihre Bewegungen wurden ungeduldiger. Schließlich sah es aus, als ob sie nickte. Hermes bückte sich und untersuchte die Stelle, die die Stute so sehr erregte, genauer.

„Sieh da!“, rief er gleich darauf und hob einen uralten Ring in das Licht des Sonnengottes. Er war verbogen und schwarz angelaufen. Aber als Hermes ihn berührte, erstrahlte er in reinem, hellem Gold. Das Zeichen des Sonnengottes wurde sichtbar, der flammende Lichtkranz. „Dein Ring, großer Bruder! Er steckte gewiss an Phaetons Finger!“

„Wenn das so ist, wird er ihn suchen“, sagte unvermittelt die Göttin der Jagd, Artemis, Apollons Schwester, und trat zwischen den Weiden hervor.

„Wenn er noch lebt“, gab Hermes zu bedenken und steckte sich den Ring an den Finger. Das plötzliche Auftauchen seiner Halbschwester erstaunte ihn nicht. Es war die Art und Weise Unsterblicher, nach Belieben zu wandeln und Welten zu wechseln.

Eine Meute Jagdhunde begleitete die jungfräuliche Göttin, schöne, temperamentvolle Tiere, die einem Rüden folgten, der schwärzer war als die Nacht, rotäugig und bewehrt mit einem starken, blendend weißen Gebiss. Artemis selbst trug einen langen Bogen und einen bunten Köcher mit Pfeilen. Sie hatte ein kurzes ledernes Kleid an, lederne Beinkleider und hohe, weiche Stiefel. Auf dem offenen Haar trug sie einen Hut, dessen breite Krempe links hochgeklappt war.

„Perigégonen“, sagte Artemis knapp und mit Gewicht. Das hieß: „Er ist davongekommen.“

„Gottseidank!“, rief Hermes. „Woher weißt du es?“ „Ich sah ihn im Wald umherirren“, sagte Artemis. „Er schien nicht zu wissen, wo er war.“ Zwei der Hunde begannen eine Beißerei. „Oder er wollte es gar nicht wissen“, gab Hermes zu bedenken. „Was soll aus ihm werden?“

Artemis bückte sich und legte den ineinander verbissenen Hunden je eine Hand flach auf die Schnauze. Sogleich ließen beide Tiere von ihrem Gegner ab und leckten der Göttin die Finger. „Mein Bruder Apollon würde sich gewiss freuen, den Jungen bei sich zu haben“, meinte sie beiläufig.

„Ja und nein“, sagte Hermes. Das Lamm auf seinen Schultern bewegte die Beine, als wolle es fliehen. Es kam aber nicht mehr dabei heraus als ein zaghaftes Zappeln. Das Lamm sah ein, dass es nirgends sicherer vor den wilden Hunden war als im Nacken des Herrn.

Artemis schob den Hut aus der Stirn und betrachtete den Götterboten mit gerunzelter Stirn. „Du sprichst in Rätseln wie stets, kleiner Bruder“, sagte sie missbilligend.

„Du kennst doch Apollon“, sagte Hermes. „Es wird ihm nicht geheuer sein, dass der Junge Zeus' Blitz überlebte. Ich höre ihn schon lamentieren: *Es kommt ihm nicht zu, es ist gegen die Moira*. Er wird die sechs Sinne des Kleinen auf die Probe stellen. Er wird ihm misstrauen, anstatt sich an dem Wunder zu freuen.“

Artemis pfiff und ihr Leittier eilte gehorsam an ihre Seite. „Das Leben wird immer komplizierter“, bemerkte sie ärgerlich.

„Das wäre *fürwahr* ein Lichtblick, Schwester“, entgegnete Hermes. Aber Artemis hatte das Interesse an dem Gespräch verloren. Sie pfiff noch einmal und die Meute stand abmarschbereit.

„Eilemitweile, wilde Jägerin“, sagte Hermes lässig. „Sag mir noch eines: Wo finde ich den Jungen?“ Artemis rückte den Hut zurecht. Dennoch entging ihm nicht ihr scharfer Blick. „Du willst also doch ...?“

„Gar nichts will ich!“, fuhr er ihr plötzlich grob über den Mund. „Man wird ihn sich doch mal ansehen dürfen? So aus der Ferne?“

Artemis lachte spöttisch. „Und du wolltest ihn davor bewahren, geprüft zu werden ...“, bemerkte sie, teils belustigt, teils vorwurfsvoll.

In Wahrheit war die Jagdgöttin an dem Jungen nicht sehr interessiert. Sie war auf der Suche nach einem sterblichen Mädchen, Niobes erster Tochter, für die sie schon lange einen Pfeil in ihrem Köcher bereit hielt ...

Dafni ...

Aus dem Schatten dichten Grüns sieht Dafni, das Waldmädchen, den Spuk verschwinden. Dampfende Pferde, groß wie Elefanten, kläffende Hunde, wild wie Wölfe, zwei Gestalten wie ein Mann und eine Frau, umhüllt von einem farbig schimmernden Schein.

Sie unterhalten sich in der Sprache der alten Lieder.

„Was meint ihr?“, fragt Dafni leise Phaetons Schwestern, die Weiden. „Soll ich es Kostas erzählen?“ Dürre Zweige haben sich in ihren Locken verfangen. Sie flicht sie behutsam heraus. „Verdient“, murmelt sie, „verdient hat er’s nicht.“

Wie es begann

Kostas ...

Kostas ist zum Asklepiostempel hinaufgewandert. Wieder hat er seinen Rucksack dabei und den Segen der Mutter. Es gibt auf dem Weg und dem Berg nicht viel, was besorgte Mütter zu befürchten hätten. Das Wetter ist trocken und warm, die Orientierung leicht, die Menschen der Insel kennen einander. Dennoch hat sie ihn zum Abschied umarmt.

Er findet die Ruine verlassen wie meistens. Es ist nicht viel übrig geblieben von früherer Pracht. Aber der Sockel aus Marmor, der einmal die Säulen und das Dach getragen hat, steht noch. Drei breite Stufen führen im Süden hinauf. In den drei anderen Richtungen wuchert Dornengebüsch bis über den steilen Rand. Von den Säulen gibt es in einer Ecke noch brusthohe Reste. Die übrigen Bauten liegen in Trümmern in einem weiten Umkreis.

Syrinx ist ihm nachgelaufen, die magere graue Katze, die er getreten hat. Das Tier hat sich geweigert, seine Entschuldigungen zu akzeptieren, aber bei seinem Aufbruch ist sie ihm gefolgt, immer in drei Schritt Entfernung. In der Abenddämmerung, als er auf dem Sockel des Tempels sein Brot gegessen hat, ist sie näher gekommen. Jetzt liegt sie auf seinen Knien und schnurrt.

„Niko“, sagt Kostas leise, „wenn du jetzt bei deinen Göttern bist: Ich kann dir nicht folgen. Ich schätze aber, dass du bei ihnen ein paar Wünsche frei hast. Bitte sie doch, dass du mich ab und zu besuchen darfst.“ Er streckt die Hand aus und kraut die Katze. Ihr Fell ist dünn und struppig, aber zumindest fühlt es sich warm an. Lebendig.

„Zum Beispiel ... jetzt, Niko“, fährt er fort und seine Stimme wird plötzlich lauter. „Jetzt, auf der Stelle, verdammt noch mal!“

Er lauscht und für einen Augenblick oder zwei kann er glauben. Er glaubt, was er nie glauben wollte: Nicht nur, dass Götter leben, sondern auch, dass sie Macht haben,

zu kommen und zu gehen, zu tun, was sie wollen, und zu bewirken, was immer ihnen gut und richtig erscheint. Kostas glaubt, dass sie ihm Nikos zurückbringen können.

Jetzt.

Auf der Stelle.

Syrinx maunzt leise und macht sich lang. Sie schwindet ihm förmlich unter den Fingern. „Okay, du hast Recht: Ich spinne“, flüstert er ihr ins Ohr. Er kommt sich doppelt dumm vor. Er kann zwar mit Tieren reden. Aber er wird keine Antwort erhalten.

„Von Nikos hast du auch nie eine Antwort erhalten“, bemerkt Syrinx nüchtern. „Hast du eine Ahnung!“, begehrt er auf. „Nikos ist mir nie eine Antwort schuldig geblieben.“

„Aber du konntest ihn nicht verstehen.“ „Ich verstand ihn, selbst wenn er schwieg.“

„Ist es nicht so: Er schwieg immer?“ Da erzählt Kostas der Katze voll Trotz und Ärger, wie er Nikos Eufonídes kennengelernt hat.

Damals ...

„Hier ist es“, sagte Melina Agapíou und nahm die kleine Schwester fester an die Hand. Die aller kleinste hing im Tragetuch. Kostas schleppte eine Tasche und schloss mühsam auf. Vor ihnen war eine Mauer. Sie kam dem Jungen turmhoch vor, abweisend, uneinnehmbar.

„Mama, wir sind ... nicht willkommen“, sagte er zaghaft. „Komm, Mama, wir kehren um.“ Melina Agapíou sah sich nach ihm um. Als sie sein sorgenvolles Gesicht sah, veränderte sich ihre strenge Miene. „Kosta“, sagte sie werbend. „Wir können nicht umkehren. Dies ist unsere einzige Chance.“

Kostas wusste, wie sie es meinte. Seitdem der Vater der kleinen Mädchen sie im Stich gelassen hatte, war Melina Agapíou mittellos. Dass der verwitwete Sänger Christos Eufonídes sie als Haushälterin einstellte, war ein Wunder und ein Segen. Es gab keine Wahl. Kostas nickte und gab sich Mühe, tapfer auszusehen. Er würde die Festung einnehmen müssen.

Kostas reckte den Hals und nahm die Mauerkrone in den Blick. Er suchte nach Stacheldraht, Dornen oder Glasscherben. „Es gibt ein Tor“, sagte Melina Agapíou sacht. Er hörte sie kaum. Denn er hatte eine Entdeckung gemacht.

„Oben auf der Mauer“, sagt Kostas zu Syrinx, der Katze, „saß ein Junge wie ich und hielt sein Gesicht dem Sonnenball entgegen. Es kam mir vor, als ob er ... sich stritte.“ „Mit wem?“, fragt Syrinx und schnurrt. Kostas hebt die Schultern. „Mit dem Himmel, der Sonne ... – sich selbst.“ Er kneift die Augen zusammen und sucht die Erinnerung.

„Ich gehe ... über die ... Mauer“, sagte Kostas seiner Mutter. „Warte nicht auf mich. Ich schaffe es auf meine Weise.“ Melina Agapíou kannte das von ihrem Ältesten. Sie nickte, nahm die Kleinen und trat vor das Tor.

Kostas machte sich ans Werk. Er lief an der Mauer entlang, bis er unter dem fremden Jungen stand. Dort begann er zu suchen. Er sagte sich, dass der Junge einen Weg wusste, sowohl hinauf auf die Mauer als auch hinunter und, wenn es Sinn haben sollte, nach beiden Seiten.

Da war ein Feigenbaum mit einer breiten Krone. Er stand nah bei der Mauer und seine Äste ragten hinüber. Kostas grinste, spuckte in die Hände und kletterte. Der Stamm bot wenig Halt. Er kam nur mühsam und unbeholfen voran. Dann hockte er da, wo die ersten Äste sich gabelten und sah sich um. Er merkte, dass der fremde Junge ihn beobachtete. Er saß auf der Mauer, die Arme um die angezogenen Knie geschlungen, und schaute ihm zu.

Der fremde Junge hatte helles Haar – von der Farbe des Weins, den der Vater der kleinen Mädchen gern getrunken hatte. Dazu hellbraune Augen mit dunkleren Sprenkeln. Honig, dachte Kostas, oder Bernstein. Spannender aber fand er das Saiteninstrument, das auf dem Schoß des Jungen lag. Es war eine Bouzuki.

„Wenn du spielst, geht es leichter“, sagte Kostas. Der Junge nickte. Er hatte ihn gut verstanden. Dennoch rührte er sich nicht und seine Bouzuki blieb stumm. Enttäuscht erkannte Kostas, dass der Junge nicht daran dachte, es ihm leichter zu machen. Er stellte ihn auf die Probe.

Kostas sammelte seine Kräfte und begann mit der nächsten Etappe. Er entschied sich für einen alten Ast, der beinahe waagrecht bis zur Mauer führte. Um aufrecht zu gehen, fehlte der Halt. Kostas setzte sich rittlings und schob sich vorsichtig vor. Auf halbem Weg fing der Ast an, bedrohlich zu ächzen und zu knarren.

Kostas hielt inne und schaute Rat suchend zu dem Jungen. „Wird er brechen?“, fragte er. Der Junge nickte. Im Übrigen blieb er ruhig. „Verstehe“, murmelte Kostas. „Du hättest mich warnen können. Aber du wolltest nicht.“ Er nahm es hin, denn er wusste, dass er ein Eindringling war, der Junge dagegen – zu Hause.

Als Kostas behutsam rückwärts rutschte, schwieg der Ast. Aber auf einmal erklang eine zaghafte, kleine Melodie. Ohne hinzusehen, erkannte Kostas die Stimme der Bouzuki, die ihm leise und traurig von Verlorenheit erzählte.

„Verstehe“, sagte Kostas zu dem Jungen. „Du bist gar nicht wirklich zu Hause. Es sieht nur so aus.“ Der Junge nickte. Er hatte sein Instrument im Arm und seine Finger strichen gefühlvoll über die Saiten.

Kostas' Beine fassten einen Entschluss, der seinen Kopf erschreckte. Unvermittelt schwangen sie rückwärts, dann vor und stellten die Füße auf den Ast. Sie streckten sich und dann stand Kostas staunend und wankend auf dem morschen Holz. Er tänzelte und setzte hastige Schritte. Er warf sich nach vorn, erwischte mit tastenden Fingern die Kante der Mauer und klammerte sich fest. Gerade als er mit einem letzten, großen Schritt neben den Jungen treten wollte, brach unter ihm der Ast. Füße, Beine, Körper hingen in der Luft. Nur die Finger krallten sich in den rauen Stein der Mauer.

Die Bouzuki schwieg. Der Junge warf sich auf den Bauch. Er packte Kostas' Hände. Bevor er ihn aber hochzog, begegneten sich ihre Blicke. „Bin ich willkommen?“, fragte Kostas. „Willst du es denn?“, fragte Nikos. „Wir könnten uns gegenseitig ein Zuhause geben“, schlug Kostas vor. Im nächsten Augenblick fand er Halt.

Kostas ...

„Siehst du?“, sagt Kostas zu der Katze in seinem Schoß, „wir haben uns von Anfang an verstanden.“ Syrinx reckt sich und maunzt. Sie hat vergessen, wie man spricht.

„Die meisten Menschen würden sagen: Das hast du dir bloß eingebildet“, bemerkt aus nächster Nähe eine Stimme, die er nicht hören will. „Was willst du, Dafni?“, fragt Kostas ungeduldig.

„Auch ich bilde mir manches ein, was die meisten für unmöglich halten“, sagt das Mädchen und tritt hinter einer zerbrochenen Säule hervor. „Zum Beispiel?“, fragt Kostas ärgerlich.

„Zum Beispiel“, sagt sie, „dass sich im Wald zwei ... *Wesen* ... darüber unterhielten, was aus dem Jungen, der den Unfall hatte, werden soll.“

Der Raum des Sonnensohns

Dafni ist wieder verschwunden, bevor Kostas fragen kann, was sie meint. Zuerst denkt er, sie wolle ihn nur necken, aber als es Nacht wird und sie nicht zurückgekommen ist, begreift er, dass er sie vertrieben hat.

Auch Syrinx hat ihn längst verlassen und seine einzige Gesellschaft ist die andere Syrinx – eine kleine Rohrflöte, die er sich selbst gebaut hat, nach einer Zeichnung von Nikos. „Das ist eine Syrinx“, hat Nikos erklärt, „die Flöte der Götter. Der Waldgeist Pan hat sie erfunden.“

Gedankenverloren zieht Kostas die Syrinx hervor. Sie hängt ihm an einem Lederriemen am Hals. „Am besten hörte Nikos die Stimme meiner Flöte“, erzählt Kostas der Nacht. Er setzt die Rohrpfeifen an die Lippen und spielt leise und langsam.

Ist nicht wahr, ist nicht wahr,
was du denkst, sei wahr.
Ist zu leicht, ist zu leicht,
was du siehst, für wahr zu halten.

„Ich will es wissen!“, ruft Kostas plötzlich. Die Flöte klatscht gegen seine Brust, als er sie jäh loslässt und sie nur noch von dem Band gehalten wird.

Im Aufspringen ist es Kostas, als höre er in der Nähe eine Katze fauchen. Im Schein eines nur halb vollen Mondes tappt Kostas hinüber zur östlichen Seite des Sockels und findet die gesprungene Platte, den Zugang zu Nikos' heiligem Raum, zu den Funden, den Mythen und Klängen der Götter.

Kostas' Sehnsucht ist so groß, dass er vergisst, was er immer gewusst hat: Dass ohne Nikos der Eintritt in den Raum des Sonnensohns nicht möglich ist.

Er müht sich und kämpft, er wendet Gewalt an und seine Stimme. Er ruft flehend und zornig und in allen anderen Tonlagen dazwischen. Aber aller Hoffnung zum Trotz bleibt das Fundament fest und der heilige Raum ist verschlossen. Nicht einmal eine Maus hätte dort hineinschlüpfen können. Traurig und müde gibt Kostas auf und verkriecht sich in seinem Schlafsack.

Nikos ...

Der verletzte Junge hat bis in die Nacht bei den Weiden gesessen. Er hat ihre Stämme berührt und gespürt, dass sie unter seinen Händen warm wurden wie menschliche Körper. Seine Finger haben die Harztropfen auf der glatten Rinde gestreichelt und sie sind bei der Berührung geschmolzen. Als er die Flüssigkeit probiert hat, schmeckte sie salzig wie Tränen.

„Ihr lebt“, sagt er zu den schlanken Bäumen. „Ihr lebt und ihr trauert um einen, der sein Leben verlor.“ Er hat das Gefühl, dass sie nicken. „Aber vielleicht“, sagt er leise, „hat er ein zweites ...“

Er versteht sich selbst nicht. Er ist viel schwerer verwundet, als er wahrhaben will. Der kurze Flug in dem flammenden Wagen hat ihn in Fetzen gerissen. Er hat seinen Namen vergessen, seinen Kummer und sein Zuhause. Er hat vergessen, was er hofft, was er glaubt und was er liebt. Er hat am Ende nicht mehr gewusst, dass er lebt.

„So geht das aber nicht!“, hat da auf einmal ein feines Stimmchen zu ihm gesagt. Es ist ihm vorgekommen, als käme es aus seinem Innersten.

Aber wie könnte ich
noch ein Inneres haben?
Nur Fetzen sind übrig.

„Es hieß, ich könnte auf ewig bei dir bleiben“, hat sich das Stimmchen beklagt. „Was ist jetzt? Willst du mich einfach so gehen lassen? Obwohl es nicht nötig ist und nicht der Moira entspricht?“

Wer auch immer du bist,
du darfst gern bleiben.

„Also los. Wohlan!“ Im selben Augenblick haben sich die Fetzen gesammelt und wieder zusammengesetzt. Neu gefügt nach einem Plan, von dem er keine Ahnung hat, ist er danach in die Tiefe gestürzt.

Lichtbringer.
Das ist mein Name.
Ich bin der Lichtbringer,
seht ihr es nicht?

Er hat das Bewusstsein verloren und es auch, als er schließlich erwacht ist, nicht zurückgewonnen.

Ein lauter Ruf zieht ihn, als es Nacht ist, fort von den Weiden. „Verdammt nochmal!“, hört er, und obwohl er sich nicht erinnert, fühlt er sich unwiderstehlich gerufen.

Er erhebt sich und dringt in das Dickicht ein, das jenseits der Weiden wuchert. Es gibt keinen Pfad. Oder er entdeckt ihn nicht. Der Mond ist nur halb und gibt nicht viel Licht. Er hat zur Orientierung nur die Richtung des Rufs. Er ahnt, dass er nach oben muss, noch einmal auf die Spitze des Berges, der ihn mit Schrecken erfüllt, aber zugleich auch mit Sehnsucht.

Ist das der Ort,
woher ich komme?
Ist es das Ziel,
wohin ich gehe?

Es tut weh, sich nicht zu erinnern. Aber der Ruf scheint ihm wichtig. Der, der gerufen hat, hat vielleicht eine Botschaft für ihn. Oder er ist ihm aus seinem ersten Leben vertraut.

Der Junge gerät ins Taumeln. Sein Kopf schmerzt, als er sich zwingt, trotz der Schwäche des Körpers weiter zu gehen, zu steigen, zu klettern. Er verliert – falls er es je besessen hat – das Gefühl für Zeit und Ort und auch für sich selbst. Seine Gedanken wandern frei und eilen ihm weit voraus.

Auf einmal sieht er sich auf einer weißen Mauer sitzen und sieht einem dunklen Jungen zu, der auf einem schwankenden Ast balanciert. Er versucht nicht, ihn zu warnen, denn er weiß, dass niemand ihn jemals versteht.

Erst als der andere stürzt und er ihm seine Hände hinhält, begreift er, dass es dieses eine Mal anders ist: Der dunkle Junge versteht ihn gut. Sie können einander halten.

Ein Name taucht aus der Benommenheit auf. Kostas Agapíou. Mein einziger Freund.

Der Junge läuft schneller. Endlich kann er sich erinnern. Er hat einen Freund, einen Freund, der ihn sucht und ruft. Er stößt an einen flachen Marmorblock, der im Dickicht verborgen liegt. Er stolpert und fällt.

„Ich bin oben“, denkt er und spürt, dass er hätte wissen können, dass er auf der Spitze des Berges kalten, glatten Stein finden würde. Marmor. Und einen heiligen Raum.

Bevor er sich wieder erhoben hat, hört er den zweiten Ruf. „Ich will es wissen!“ Es klingt verzweifelt und einsam.

„Kosta“, will der Junge sagen. Aber seine Stimme lässt ihn im Stich. Auch das, scheint ihm plötzlich, hätte er wissen müssen.

Er überwindet das Hindernis auf allen Vieren. Dann späht er aus der Deckung nach vorn. Vor ihm und über ihm ragen die Reste von Säulen. Sie liegen und stehen auf einer Plattform, die an einigen Stellen geborsten ist. Gräser und Disteln suchen sich dort ihren Weg.

Auf dem Sockel, so nah, dass der Junge, wenn er sich reckte, die Füße berühren könnte, steht eine dunkle Gestalt. Der Junge erkennt, ohne sich zu erinnern, jede Einzelheit der Haltung, der Kleidung, der Gesten und des Profils. „Das ist Kostas.“

Kostas steht, wo er nicht stehen soll, auf heiligem Raum. Auf einem Raum, der schwinden und seine Bedeutung verlieren wird, sobald ihn ein Unbefugter berührt.

„Apéchou, Kosta“, flüstert der Junge. Das heißt: Halte dich fern. Aber er sagt es nicht laut. Er zieht sich leise zurück. Er weiß, was der Eindringling sucht. Nichts Verbotenes. Nur seinen Freund.

Der Blick der Blicke

Kostas ...

Die Nacht ist finster gewesen, wie nur wirklich einsame Nächte es sein können, und am nächsten Morgen fragt sich Kostas, was er gesucht hat. Er wandert langsam nach Hause. Den Tag verbringt er an seinem Lieblingsort, in dem verfallenen Wachturm am Strand. Aber nicht ein einziges Mal greift er zur Flöte. Die Traurigkeit lähmt ihn. Ihm fällt nicht ein, wo er noch suchen und was er noch tun konnte.

Nikos ...

Die Weiden, zu denen der verletzte Junge zurückgeflohen ist, bringen ihm kein neues Vergessen. Er denkt an Kostas' Ruf und findet im Vergleich dazu seine grünen Gefährtinnen still. Ruhelos irrt er zwischen ihnen umher.

„Da war einmal mehr“, klagt er tonlos. „Was hat mich gehindert? Was hat mich gehindert, mich Kostas zu zeigen? Kann ich nicht einfach zurück?“ Die Weiden nicken und schütteln dabei ihre Zweige.

Der Junge hat das Gefühl, dass er es probieren sollte. Aber als er aufbrechen und Kostas' Spuren folgen will, da hält der Ring der Weiden ihn fest. Wie ein Bannkreis umstehen ihn die Bäume und erst, als er schließlich für sie summt und singt, werden sie beweglich.

Am Ende sind ein Tag und eine Nacht vergangen, bevor er sich auf einen Weg macht, von dem er vage ahnt, dass Kostas ihn gegangen ist.

Früh am Morgen steht er am Meer. Die Nacht ist im Schwinden, der Tag mit seinem Licht lässt sich ahnen. Die Oberfläche des Wassers liegt ruhig und glatt vor ihm, in einem klaren, schimmernden Grau, in Erwartung himmlischen Glanzes.

Ehrfürchtig tritt der Junge näher. Es kommt ihm vor, als lägen unter dem Grau der Oberfläche alle Farben des Lebens verborgen. Er kann in dem Grau das Bunte und Helle schon spüren, das der Tag ans Licht bringen wird.

„Ein Versprechen bist du“, sagt er der grauen Oberfläche. „Eine Verheißung all dessen, was sein kann.“

Er kniet sich in den Sand, dort wo sich Wasser und Erde berühren, und hebt die Hand über die Wasseroberfläche. Bevor er sie jedoch berührt, wie es sein Wunsch ist, spürt er plötzlich den Blick, den *Blick der Blicke*. Es ist ihm, als werde er angeschaut, aus hellen, klaren grauen Augen.

„*Heilig*“, murmelt er und zieht die Hand zurück. In ihm wird es so still, wie es um ihn herum längst ist. Er verharrt reglos, bis der Sonnenball seine ersten Strahlen über den Horizont sendet. Als er sich dann erhebt, fühlt er sich leicht und voller Leben. Er läuft los und folgt unermüdlich dem Strand. Lautlos singt er vor sich hin.

Ist nicht wahr, ist nicht wahr,
was du denkst, sei wahr.
Ist zu leicht, ist zu leicht,
was du siehst, für wahr zu halten.
Schau doch dahinter,
schau doch tiefer,
dann wirst du sehen:
schwach ist stark,
hässlich ist schön,
klein ist groß
und das Strahlende
Schein ...

Die Trauerfeier

Kostas ...

Die gusseisernen Tore in der weißen Mauer stehen weit offen. Der freie Platz vor dem Bungalow des Sängers ist mit Limousinen vollgeparkt. Auf dem Rasen sind Schatten spendende Lauben errichtet worden, in ihrer Mitte steht ein Altar, mit weißen Blüten geschmückt. Kränze liegen um eine Urne, die Schleifen sorgsam drapiert. Asche, nichts als Asche.

Filmkameras surren, als sich die Trauergemeinde versammelt. Die Haustür öffnet sich und der Sänger erscheint mit einer kleinen Gruppe Vertrauter. Feierlich folgen sie dem Priester zum Altar.

Kostas sitzt auf der Mauer und dreht seine Flöte in den Händen. Er hat einen heftigen Streit mit seiner Mutter hinter sich. Er sieht zu ihr hinab, wie sie sich dem Zug der Trauernden anschließt. Niemand ist bei ihr. Der Platz an ihrer Seite gehört Kostas. Aber er hat sich geweigert mitzugehen.

Verständnislos mustert er die Menschen, die in Nikos' Namen zusammengekommen sind. Die meisten sind fremd, nicht nur ihm, sondern auch Nikos. Nur eine kleine Gruppe um den Sänger kann er beim Namen nennen. Seinen Agenten und seine Assistentin. Die beiden sind Papier und sehen auch so aus.

Er erkennt Nikos' Onkel Alexis und Tante Sophia aus Ermeia. Ihre Tochter Ioleda ist nicht da. „Traut sich nicht“, murmelt Kostas vor sich hin und denkt an den Skandal um den Sänger, den Ioleda verursacht hat.

Ob er es weiß oder nicht: Der Sänger ist einsam. Seine Frau ist vor Jahren gestorben, seine Mutter hat seit Nikos' Unfall das Bett nicht verlassen. Und Nikos ... - Kostas schluckt. Er will nicht daran denken. Er will es nicht wahrhaben. Weh tut es trotzdem.

Der Priester hat zu reden begonnen. Es wird gesungen und gebetet, während Kostas auf der Mauer sitzen bleibt. „Es ist nur Asche“, sagt er sich, als ihm die Kehle eng wird. „Mit Nikos hat das nichts zu tun.“

Nikos lebt.

Als der Priester fertig ist, tritt der Sänger vor. Die Umstehenden raunen und weichen unbewusst einen Schritt zurück. „Der Vater“, flüstern sie. Es klingt auch ein anderes Wort bis auf die Mauer. „Möchte-gerne-Vater.“ Das kommt von denen, die die Zeitungsberichte verfolgt haben.

Papier.

Asche und Papier.

Christos Eufónides ist eindrucksvoll, und nicht nur, wenn er singt. Sein Haar ist schwarz, sein Teint dunkel. Er hat blendend weiße Zähne, samtweiche Augen und ein gewinnendes Lächeln. Anders als manche Operntenöre ist er sportlich und schlank von Gestalt und er verkörpert auf der Bühne den jugendlichen Liebhaber, den Kriegshelden oder den Landesfürsten.

Der Agent tritt vor. „Christos Eufonídes möchte eine Erklärung abgeben“, sagt er mit kühler Stimme. Kostas horcht auf. Er beugt sich vor und starrt den Sänger abwartend an. Aber statt seiner spricht weiter der Agent.

„Der Tod seines Sohnes trifft Christos Eufonídes schwer“, verkündet er glatt. „Die Umstände dieses Todes machen alles noch schlimmer. Der Skandal, die öffentlichen Angriffe, die Art und Weise, wie Nikos von seiner Adoption erfuhr – das alles hat das gute Verhältnis zwischen Vater und Sohn belastet.“

Papier. Asche und Papier.
Niko, das müsstest du hören!

„Man kann auch sagen“, fährt der Agent ungerührt fort, „das alles trägt eine Mitschuld an Nikos' Tod. Christos Eufonídes bittet nur um eines: Dass ihm die Presse von nun an in Frieden lässt, in seiner Trauer und auch sonst.“ Er tritt zurück.

Der Sänger weist das Mikrofon, das der Agent ihm hinhält, zurück. „Ich kann nicht reden“, sagt Christos Eufonídes mit der Andeutung eines Lächelns.

Leiser Protest erhebt sich, verebbt aber rasch. „Darum werde ich singen.“ Seine Assistentin ruft den Namen und Komponisten der Arie, die der Sänger zum Besten geben will.

Kostas springt auf. Er fühlt, wie er alle Farbe verliert. Singen, singen will Christos Eufonídes – singen für Nikos, der sein Leben lang unter dem Gesang seines Vaters gelitten hat!

Sing mit mir, Sohn.
Dann wird sich
alles fügen.

„Wenn er das tut!“, knurrt Kostas. „Was dann ...?“ Aus dem Nichts steht das Waldmädchen neben ihm und funkelt ihn an. „Willst du ihn wieder schlagen?“

Er fragt nicht, woher sie von dem Schlag weiß. Er starrt sie nur an. „Weißt du etwas Besseres?“ Er fürchtet sich vor dem Augenblick, in dem die ersten Töne der Arie erklingen. „Ja“, sagt Dafni.

Gegenstimme

Nikos ...

Der verletzte Junge hat Kostas' Spur bis zu der weißen Mauer verfolgt. Ein Feigenbaum scheint ihn zu rufen. Die Augen des Jungen bleiben an der vernarbte Stelle hängen, wo ein morscher Ast vom Stamm gebrochen ist. Da weiß er, was er gefunden hat. Der Baum erzählt noch immer die Geschichte der ersten Begegnung: Wie Kostas balancierte und fiel. Wie Nikos ihn hielt.

Im Schatten des Feigenbaums findet er ein Versteck. Eine Welle von Bildern und Bewegungen schwappt über die Mauer. Menschen, denkt er, viele. Angst legt sich auf seine Brust.

Er drückt sich tiefer in sein Versteck. Er spürt: Sobald die Menschen hinter der Mauer ihn entdeckten, wäre es aus.

Aus mit diesem
zaghaften zweiten Leben.

Eine Weile liegt er still und ringt um Atem. Sein Mut verlässt ihn, seine Lebenskraft scheint verbraucht. Er vergisst, weshalb er gekommen ist, und eine unbestimmte Angst lässt ihn zittern. Ein Name hängt in der Luft. Nikos Eufonídes.

Wer ist
Nikos Eufonídes?

Eine graue Katze kommt mit gestäubtem Fell. Als er sie lockt, lässt sie sich neben ihm nieder und schnurrt. Da erst fühlt er, dass er am rechten Ort ist. Er spürt Kostas' Nähe.

Nikos lebt.

Er versteht keine Worte. Aber er erlebt, wie Kostas um ihn kämpft. Gegen alle, die ihn aufgegeben haben, hält Kostas seine Hoffnung aufrecht: Nikos lebt. Und ein Mädchen, das unsichtbar bleibt, bestärkt ihn in seinem Trotz.

Mit Nikos
hat das nichts zu tun.

An diesem Nachmittag unter dem Feigenbaum begreift der Junge ohne Gedächtnis, dass er für die Menschenwelt gestorben ist. Er erinnert sich an seine Familie, an Thia Sophia und Thios Alexis, an Großmutter Irini, an *Vater*. Er erkennt, dass sie Abschied von ihm nehmen.

Nur Kostas nicht
und nicht das Mädchen.

„Ich habe noch immer meinen Platz“, sagt der Junge tonlos zu der grauen Katze und der Schmerz der Verlorenheit hält sich in Grenzen.

Auf einmal keucht er. Er hat Bewegung wahrgenommen. Ein starker Wille legt sich auf seine Seele wie der Schatten einer dunklen Wolke auf eine heitere Frühlingswiese.

Sing mit mir.
Dann wird sich
alles finden.

Der Junge duckt sich. Er kriecht noch tiefer in die Deckung.

Lass mich doch.
Ich singe – anders.

Jäh erkennt er, dass er seinem Gegner begegnet, dem Sänger, der ihn verstoßen hat, der ihn dazu getrieben hat, den Berg hinaufzufahren. Und in den Abgrund.

Jetzt gibt er
mir den Rest.

Die graue Katze schnurrt. Vater, sei still, fleht er tonlos. Er legt die Hände auf die Ohren.

Was für ein Lied
willst du singen?

Von einem roten Auto,
einem schwarzen Hund?

Was für ein Lied?

Von Nikos, dem Stimmlosen?
Nikos, dem Mutlosen?

Was für ein Lied?

Von Nikos, dem falschen Sohn,
der Schande für den Vater?

Er stutzt und lässt die Hände sinken. Was er befürchtet hat, ist nicht geschehen. Er erkennt die Stimme von Kostas' Syrinx. Die Katze schmiegt sich näher an ihn. Mager ist ihr Körper, aber warm.

Und ein Mädchen beginnt zu singen. Nikos-Phaeton hebt den Blick und sieht sie auf der Mauer stehen: Seinen Freund, wieder vertraut, und das Mädchen mit den Lorbeerblattaugen. Dafni singt und Kostas flötet.

Ist nicht wahr, ist nicht wahr,
was du denkst, sei wahr ...

Kostas ...

Als Dafni Nikos' Lied beendet hat und Kostas die Flöte absetzt, geschieht vieles auf einmal. Eine bullige Gestalt erscheint auf der Mauer und stößt Kostas um.

„Dimitri!“, ruft Dafni ärgerlich. Ihr Bruder packt sie und zerrt sie mit sich. Als Kostas wieder auf die Füße kommt, ist von ihr und Dimitris nichts mehr zu sehen.

Auf der anderen Seite der Mauer umstehen die Trauergäste nicht länger den Altar. Sie bilden einen Halbkreis, in dessen Mittelpunkt Kostas hockt – allein, nachdem Dafni fort ist.

Zwischen den Versammelten und Kostas stehen zwei: Christos Eufonídes und Melina Agapíou. Der Sänger hält die Arme ausgebreitet. Er hat offenbar verhindert,

dass Dafni und Kostas in ihrem Vortrag unterbrochen wurden. Die Arme von Kostas' Mutter sprechen eine andere Sprache. Sie hat die Hände in die Hüften gestemmt und sieht angriffslustig aus.

Kostas senkt den Blick. „Das war das zweite Mal, Kosta Agapíou“, sagt der Sänger in die sich dehnende Stille, „das zweite Mal, dass du mir feindselig begegnest. Ich nehme an, du willst mir etwas sagen?“

Sein Agent tritt zu ihm und flüstert in sein Ohr. Der Sänger aber schüttelt ihn ab. Er hat seine Samtaugen auf Kostas gerichtet und wartet ernsthaft auf Antwort.

Kostas hofft vergebens auf den Beistand seiner Mutter. Sie schaut ihn nicht einmal an. Nichts rührt sich. Alle warten auf seine Antwort. Er dreht die Flöte in den Händen.

„Ist nicht alles längst gesagt?“, flüstert er der grauen Katze Syrinx zu, die ihm plötzlich um die Beine streicht. Sie macht einen Buckel. „Ich wollte nur nicht, dass Sie singen“, stößt er hervor. Dann springt er in die Tiefe.

Nikos ...

Der Junge unter dem Feigenbaum hat die Worte nicht verstanden. In seinen Ohren dröhnen Arien, kraftvoll vorgetragen von einer makellosen Stimme, und vor seinen Augen wirbeln die Bilder großer Auftritte. Einen weißen Bungalow sieht er, einen roten Wagen, einen schwarzen Hund. Und immer ist da ein Junge, der nicht sagen kann, was er will.

Der Mythos von Io und Zeus

Mythos ...

Nicht weit von der Absturzstelle entfernt, wo die Weiden standen, lag ein Teich von ebenmäßiger, beinahe kreisrunder Gestalt. Ringsum erstreckte sich eine blumenreiche Wiese und das Gras war grüner und weicher als irgendwo sonst auf der Insel. Es war ein Platz, an dem Nymphen tanzten, ein Ort, den Hermes, der Götterbote, liebte und der den Sterblichen der Umgebung verborgen blieb.

Dort schüttelte Hermes sein Lamm von den Schultern und legte die Lyra sacht auf ein Kissen aus Moos. Er warf sein langes helles Haar zurück und ordnete die Falten seines grünlich schimmernden Umhangs.

Er hätte singen und spielen sollen, denn das erhofften die Nymphen von seinem Kommen, schrille, ausgelassene Weisen, die keiner so schräg und so leichtsinnig darbot wie Zeus' pffiffger und unbeschwertester Sohn.

„Du machst uns heute wenig Freude, Bote des Zeus“, begrüßte ihn die Erste der Nymphen. Sie waren allesamt schillernde, durchscheinende Gestalten, dem Wasser verwandter als den Lebewesen des Lands und der Luft, bald schönen Mädchen ähnlich oder Nixen mit flossenbesetztem Fischleib, bald wieder wie bläuliche Flammen, irrlichternd über der Oberfläche ihres Gewässers. „Deine Miene ist trüb, deine Lyra schweigt und auf deinen Lippen wohnt nicht der Hauch eines Scherzes.“

„Muss man immer sein, der man ist?“, gab Hermes ungehalten zurück. „Es bereitet mir Überdruß, mich stets lustig und übermütig zu geben.“

Die Nymphe drehte sich einmal um sich selbst. „Wie langweilig“, bemerkte sie unzufrieden. „Sag wenigstens: Was gibt es Neues in der Burg des Königs?“

Sogleich tauchten zu ihren Seiten ihre Schwestern auf. „Sag schon!“, echoten sie. „Was gibt es Neues vom König?“ Die Letzte drängte sich vor und schmiegte sich schmeichelnd an Hermes' Seite. „Sag schon“, wisperte sie. „Ist denn der König wieder verliebt?“ Ihre Schwestern kicherten melodisch.

Wie könnte Zeus
nicht verliebt sein?
Erzähl doch, erzähl!

Hermes seufzte. Er hatte wirklich keine Lust. Aber er konnte sich dem Zauber der Nymphen nicht entziehen. „Ihr kennt den Mythos von Zeus und Io“, sagte er.

Die Nymphen nickten eifrig. Von Io, dem schönen Mädchen, das Zeus unter Kühen versteckte, hatten sie alle gehört.

„Nun“, sagte Hermes, der ist es.“ Er verdrehte die Augen. „Dieser Mythos beginnt nun von vorn.“ Da drängten die Nymphen ihn noch viel mehr.

Eine neue Io?
Sing doch, sing!

„Wie fand er sie denn? Und wie sieht sie aus?“ Die Jüngste hob den Arm und streichelte Hermes mit langen, bläulichen Fingern Wangen und Kinn. „Und wie“, säuselte sie, „trägt es Königin Hera?“

Als der Name der Königin genannt wurde, erzitterten die Nymphen in wohligem Schaudern. Die Strenge der Herrin war sprichwörtlich und mehr als alles der Eifer, mit dem sie über die Ehe wachte. Wehe dem Mädchen, das in den Armen des Götterkönigs gefunden wurde!

Flammend vor Zorn suchte die Königin ihre Rivalin,
und Zeus, als er die Gefahr dann bemerkte,
schuf rasch ein Trugbild und kleidete Io
in die Gestalt einer Kuh. In der Herde, so meinte er,
wäre sie sicher. Doch er vergaß ihre Schönheit.

Die Schönheit verriet Io, selbst noch als Kuh.
Die Königin fand sie und trieb sie fort, sie
bestellte Argus, den Hundertäugigen, ihr zum Wächter.
„Nie sollst du schlafen“, sagte sie ihm. „Denn, wehe,
wenn du schläfst, naht sich Zeus.“

Zeus aber ersann eine List und ließ Argus töten.
So endete der Mythos mit Ios Befreiung.
Doch jeder Unsterbliche weiß: Das ist nur sein
scheinbares Ende. Denn ungestillt ist Heras Zorn.
Und wieder und wieder wird er entflammen.

Da Hermes noch immer nicht für sie singen wollte, summten die Nymphen selbst die uralten Worte. Das offene Ende trieb sie zu neuen Fragen.

„Weiß denn die Königin schon“, begann die Erste der Nymphen neu, „von dieser neuen Io?“

Hermes brummte. „Was nicht ist, wird *todsicher* werden“, entgegnete er. Endlich griff er nach seiner Lyra. Die Nymphen stießen entzückte Schreie aus.

„*Holsderteufel*“, murmelte der Götterbote und stimmte die Saiten. „Sing doch, sing“, wisperten die Nymphen. „Ach ja, lieber Onkel, lass uns hören“, ergänzte die Jüngste.

„In der Welt der Menschen heißt Zeus’ neue Io *Ioleda*“, murmelte Hermes, während sein Spiel voller und melodischer wurde. „Sie erwartet sein Kind. Einem Sänger hat sie es andichten wollen, dem sterblichen Vater von ...“

Mit jähem Schmerz erinnerte er sich an harzweinfarbenes Haar und helle Augen voll Trotz. Und er floh in ein Lied, wie es schräger und übermütiger kaum sein konnte.

Ein Ständchen

Nikos ...

Der verletzte Junge ist zu den Weiden zurückgekehrt. Ihr tatet recht daran, mich festzuhalten, sagt er ihnen tonlos. Er legt seine Stirn an die glatte Rinde der größten Weide und ringt um Fassung. Sein Weg bergauf ist wieder eine Flucht gewesen.

Mag sein, dass du mir
meinen Platz bewahrst, Kosta.
Aber was, wenn ich ihn
gar nicht will?

Noch immer hallt Opernmusik in seinem Kopf, ein Echo der Verzweiflung, die er in seinem ersten Leben gefühlt haben muss.

Nach der Fremdheit jenseits der weißen Mauer und dem Schmerz der wiederkehrenden Erinnerungen ist ihm die Stille der Bäume lieb und kostbar. Er spürt wachsende Vertrautheit. Die trauernden Weiden haben mit ihm zu tun. Da ist er sich sicher.

Wenn ich aber nicht
zurück will,
wohin kann ich dann?

Als er zum dritten Mal aufbricht, ist es nicht der Ruf des Freundes und nicht die Suche nach weiteren Erinnerungen, die ihn bewegt.

Diesmal ist es ein Lied, eine Melodie, die ihn lockt und die ihm keine Ruhe lässt. Ich komme zurück, sagt er tonlos den Weiden beim Aufbruch. Die Richtung ist eine andere als bei der Suche nach Kostas, dem Rufer. Die Melodie kommt nicht von oben, sondern von der Seite her, sie erklingt jenseits des dichtesten und dornigsten Gestrüpps.

Er hat nicht geahnt, dass man hindurch kann. Aber nach kurzem Kampf ist er mittendrin. Als er erneut die Hände ausstreckt, um Zweige auseinanderzuflechten, weicht das Gewirr auf einmal von selbst zur Seite. Ein Blick öffnet sich ihm, auf den er nicht gefasst ist.

Er sieht den runden Teich und den Lyraspieler. Mädchen wie bläuliche Lichtstrahlen wiegen sich in Tönen wie zarte Halme in einer leichten, warmen Brise. Sogleich spürt der Junge einen unwiderstehlichen Zwang. Ebenso unausweichlich, wie es ihn getrieben hat, vor Kostas zu fliehen, so unentrinnbar drängt es ihn, sich dem Lyraspieler zu zeigen.

Zu zeigen?

Wäre es nur das!

Es kommt über ihn wie ein Rausch: Er stürzt vor und springt den Sänger an. Das Lied erstirbt. Die Nymphen verschwinden. Der Sänger fällt hin und die Saiten der Lyra klirren. Der Junge liegt auf seinem Opfer und zerrt wild an den Fingern der linken Hand.

„*Beimeinerehre*“, keucht Hermes. „Das geht zu weit!“ Der Junge spürt, dass er sich in große Gefahr begeben hat. Es wäre klug, auf der Stelle klein beizugeben. Aber etwas in ihm macht nicht mit. Unerbittlich umklammert er Hermes' linke Hand. Er gibt nicht auf, bis er hat, was er will: den goldenen Ring mit der Sonnenscheibe.

Hermes hat es ihm nicht leicht gemacht. Und doch hat er sich nicht ernsthaft zur Wehr gesetzt. Er hat den Jungen sofort erkannt. *Harzweinfarbenes Haar!* Die Heftigkeit, mit der der Unbedachte den Ring zurückfordert, gibt dem Götterboten zu denken.

Aufatmend steckt sich der Junge den Ring an den Finger. Er gehört mir, sagt er tonlos und schluckt an unwillkommenen Tränen.

„Mag sein“, entgegnet Hermes kühl und kommt geschmeidig auf die Beine. Er hat keine Mühe, die stummen Worte zu verstehen. „Welche Buße bietest du für den Überfall?“

Der Junge steht vor ihm, kleiner und schmaler und so herzerreißend ahnungslos. Ich singe und spiele besser als du, sagt er tonlos.

Hermes lacht. „Das ist keine große Kunst“, sagte er spöttisch. „Dennoch natürlich *Frevel*.“

Das letzte Wort trifft den Jungen wie ein Schlag. Aber er wankt nicht. Er bückt sich und hebt die Lyra auf.

Hermes streckt mit einer abwehrenden Geste den Arm aus. „Aber das ist ...“, beginnt er erschrocken. Ein schweres Wort hängt in der Luft. *Heilig*.

Es bleibt unausgesprochen. Nikos' Blick hängt an den geschwungenen Enden der Lyra. Seine Augen weiten sich im Wiedererkennen. Ein Fund, ein Fetzen Erinnerung – nicht der Kamm der Geliebten des Sonnensohns, Kosta – das Bruchstück seiner Lyra!

Hermes winkt an. „*Holsderteufel*“, sagt er leise. „Wer sich unbedingt die Finger verbrennen will, soll es tun.“

Der Junge wird blass. Die Finger, du Esel? – Die tonlose Stimme klingt bitter.

Siehst du nicht:

Mir verbrannte viel mir.

Stille entsteht, unheilsschwanger. Hermes richtet sich auf. Mit einem Mal ist er unantastbar. „Himmelherrgottnochmal“, entfährt es ihm, „du weißt aber schon, mit wem du redest?“

Da ist es wieder, das schwere Wort, *heilig*, und dazu ein anderes, das in der versunkenen Erinnerung des Jungen an die Oberfläche drängt. *Hybris*. So nennt man den Frevel, Göttern zu nahe zu treten. Göttern!

Der Junge hält inne. Er lauscht nach innen, auf die Frage der Fragen.

Kosta, was
wollten wir
wissen?

Er nimmt die Lyra in den Arm. – Apéchou, more! – Nichts geschieht. Kein Blitz schlägt aus dem silbernen Rahmen, kein Feuer tötet den Frevler. Er hält die Lyra im Arm und spürt, dass er auf ihr spielen kann.

Hermes wendet sich ab. Er nimmt sein Lamm und verbirgt sein Gesicht. „Der Junge hat zweifellos Mut“, sagt er seinem Tier. „Wahrscheinlich ist er von Sinnen.“ Er setzt sich auf eine einsam aus der Wiese emporragende Nase aus Fels. „Niemand darf er vor Hera und Zeus.“

Neue Klänge erfüllen die Lichtung. Der Junge stimmt die Saiten. „Zeus’ Blitz würde ihn treffen, bevor er drei Worte gesagt hat.“

Das Lamm blökt sanft. „Ja, *indertat*, das ist bemerkenswert“, erwidert Hermes nachdenklich. „Der Junge spricht unsere Sprache, flüssig und sicher und überdies tonlos.“ Er beendet das einsame Gespräch mit einer Wiederholung: „Niemand darf er vor Hera und Zeus.“

Der Junge spielt einen wilden Sirtaki, Musik der Sterblichen. Die Nymphen sind begeistert. Sie legen einander die Arme auf die Schultern und bilden einen weiten Kreis. Dann werfen sie ihre Beine und hüpfen im Takt, als seien sie in Limani beim alljährlichen Dankfest der Fischer.

Als es vorbei ist, lachen die Nymphen und bitten um mehr. Der Junge beugt sich erneut über die Saiten. Die Töne, die er dann anschlägt, klingen wie eine Volksweise. Die Melodie ist einfach. Aber als er dazu singt, auf seine stumme, eindruckliche Weise, horcht Hermes auf.

Ist nicht wahr, ist nicht wahr,
was du denkst, sei wahr.
Ist zu leicht, ist zu leicht,
was du siehst, für wahr zu halten.
Schau doch dahinter,
schau doch tiefer,
dann wirst du sehen:
schwach ist stark,
hässlich ist schön,
klein ist groß

und das Strahlende
Schein ...

Die Nymphen haben den langsamen Rhythmus aufgenommen und einen Schreittanz getanzt. Auf die Worte haben sie nicht geachtet. „Wir danken dir“, wispern sie, als das Lied verklingt. „Was kannst du noch?“

Der Junge aber ist plötzlich verlegen und bietet dem Götterboten die Lyra auf vorgestreckten Armen dar wie eine Opfergabe. Bist du mit dieser Buße zufrieden?, fragt er stumm.

„Ein mittelmäßiges Tanzlied“, brummt Hermes. „Na ja ... doch, gewiss ...“ Er grinst, als er sieht, wie sehr sein Urteil den Jungen verletzt.

„Ich verrate dir ein Geheimnis, *Brüderchen*“, fährt er gleichmütig fort. „Kein Sterblicher vermag, eines Unsterblichen Lyra zum Klingen zu bringen.“ Er greift nach dem Instrument und betrachtet es kopfschüttelnd. „*Dumeinegüte*“, murmelt er vor sich hin.

Kein Sterblicher! Endlich weiß der Junge sie wieder, die Frage der Fragen. Ob Götter leben, das ist die Frage.

Kosta, hier stehe ich
vor der Antwort!

Der Junge betrachtet den Gott mit neuen Augen. Einen Hirten sieht er vor sich, unbestimmten Alters, mit undeutlichen Gesichtszügen. Zugleich sieht er mehr und hat es von Anfang an gesehen. Flügelschuhe, einen fließenden Umhang, den grünlichen Schimmer ringsum.

Hermes, Götterbote, flüstert er, noch immer ohne Stimme. Er fühlt glühende Freude.

Ein Traum, der wahr wird,
eine Sehnsucht, die sich erfüllt.

Kosta, du wirst dich wundern, denkt er glücklich, bevor ihm einfällt, dass er den Freund nicht erreicht. Nicht, solange die weiße Mauer steht. Nicht, solange der Schatten des Sängers dahinter lauert und man den Namen Nikos Eufonides zu Grabe trägt. Unbedacht fährt er fort: Und wer bin ich?

Ausgerechnet Phaeton

„Phaeton, Sonnensohn“, erwidert Hermes prompt. „Auch wenn er bislang nie sonderlich musikalisch war.“ Zu spät legt er sich die Hand an die Lippen. Er hat sich von der überschäumenden Freude des Jungen hinreißen lassen und hat zu viel gesagt. Der Junge wankt und weicht zurück.

Ich
ein Göttersohn?

„Mehr als das“, murmelt Hermes nachdenklich. „Ein Wunder.“ Der Junge hört ihn nicht. Göttersohn ... gut und schön, sagt er tonlos.

Aber doch nicht
ausgerechnet
Phaeton!

Hermes reagiert mit Ungeduld. „*Dumeinegüte*, was spricht denn gegen Phaeton?“, fragt er unwillig. Er runzelt die Stirn und rafft seinen Umhang. Der Junge sucht nach Worten.

Phaeton hat mir
immer nur
leid getan.

Hermes lässt die Hände sinken. Sie öffnen und schließen sich ratlos. „*Soleidmirstut*“, muss er zugeben, „da ist viel Wahres dran.“ Entsetzt merkt er, auf was für eine unselige Diskussion er sich da eingelassen hat. Hastig wendet er sich zum Gehen.

Warte! Du kannst mich nicht allein lassen! – Die Stimme des Jungen bleibt tonlos und doch ist sie nicht ohne Ausdruck. Flehen und Hoffnung liegen darin, nahe verwandt mit Verzweiflung.

„Händchen halten und babysitten gehören nicht zu meinen Pflichten“, sagt Hermes und tritt auf der Stelle.

Du nanntest mich
Bruder!

Das tonlose Bitten zerrt an Hermes' Nerven. „Komm mit, wenn du Mut hast“, sagt er, so abweisend er kann. „Aber ich rate dir ab.“

Der Junge hat die Hand schon gehoben, ihn festzuhalten. Aber er schrickt zurück und seine Finger schließen sich um nichts als Luft.

Ich habe immer daran geglaubt, dass ihr lebt, sagt er. Aber dass ich zu euch gehören könnte ... ? Verwirrt steht er vor dem Rätsel: Die Frage der Fragen ist gelöst – und neue Fragen brechen auf.

„Besser, du glaubst an dich selbst, Brüderchen ...“ Der Götterbote ist schon auf dem Sprung. Dann aber bringt er es nicht über sich. Er sieht sich noch einmal um.

„Dein Freund hat mir davon erzählt“, sagt er und begegnet dem suchenden, hoffenden Blick des Jungen.

Das ist Kostas, sagt der Junge voll Sehnsucht. Kostas wartet auf mich.

„Auch Apollon wartet auf dich.“ *Esel, indertat*, schilt Hermes sich selbst. Endgültig schließt er den Mund. Wie fliehend macht er sich davon.

Der Junge sieht ihm nach, wo es nichts mehr zu sehen gibt. „Apollon“, denkt er fasziniert. „Mein Vater?“